

UNBEGRENZTER PLURALISMUS DER Priesterkleidung? – Es gibt kaum einen deutlicheren Hinweis auf die Art und Weise, wie das Leitwort »aggiornamento« in der kirchlichen Alltagspraxis der nachkonziliaren Zeit aufgefaßt wurde, als die Kleidung, in der sich katholische Priester heute in der Öffentlichkeit zeigen. Der Phantasie sind da kaum Grenzen gesetzt. Aber wer an einem beliebigen Tag des Heiligen Jahres 1975 in Rom war und die Pilgerscharen daraufhin musterte, wie die sie begleitenden Priester bekleidet waren, konnte dennoch gelegentlich heftig überrascht werden. Von der guten alten Soutane, bodenlang mit einem Tausendfüßler von Knöpfen an der Vorderseite und dazugehörigem Antennenhut, bis zu fransig abgerissenen kurzen Jeans-Hosen, von der afrikanischen Stammestracht mit selbstgeschnitzten geistlichen Symbolen bis zum modischen Tropicana-Sacco nebst dezentem Silberkreuz am Revers war da alles zu sehen, was man sich vorstellen kann, und noch einiges mehr. In Rom gibt es freilich nach wie vor Ordensleute in unterschiedlichen Habits, obschon auch die wogenden Flügelhauben der Vinzentinerinnen und die Sandalenbarfüße der Kapuziner im Verschwinden sind, so daß Farbphotographen und Rom-Nostalgiker bei einiger Geduld durchaus auf ihre Kosten kommen können.

Wenn der Laie heutzutage mit Priestern über Fragen der geistlichen Kleiderordnung diskutieren will, erfährt er in der Regel eine deutliche, oft unwillige bis gereizte Abwehr. Das sei eine ganz nebensächliche Sache, die früheren Jahrhunderte hätten sich überhaupt nicht darum gekümmert, erst in der spätbürgerlichen Phase der Kirchengeschichte hätten Hierarchen sich bemüht gefühlt, Kleidervorschriften zu erlassen, die man inzwischen als Ausdruck einer falschen, nämlich ständischen Auffassung vom Priestertum erkannt und verworfen habe. Die offensichtliche Abneigung, das Problem anzufassen, spricht nicht dagegen, daß es ernstzunehmen sei, sondern eher dafür, daß hier wunde Punkte berührt werden.

Sicher, die Frage der Priesterkleidung ist keine Frage der Dogmatik oder der Sitten-

lehre. Aber ist sie deshalb so ganz nebensächlich? Kann sie deshalb der schlichten Beliebigkeit überlassen bleiben? Soll man deshalb überhaupt nicht über sie reden?

Es gibt einige Gründe, die gegen eine solche Abstinenz sprechen:

Der erste dieser Einwände geht von der Tatsache aus, daß in unserer Gesellschaft die Dienstleistungsberufe eine quantitativ wie qualitativ immer größere Rolle spielen. Es ist eine Folge der Verdichtung unserer Sozialbeziehungen, der höheren Forderungen, die an uns gestellt werden und die wir an andere stellen, und eben dessen, was man die Komplexität der Lebensbedingungen nennt, daß in der Welt von heute niemand mehr zurechtkommen kann, ohne täglich, ja stündlich verschiedenartige Dienstleistungen in Anspruch zu nehmen, von denen er oft keine Notiz nimmt, von deren Zustandekommen er kaum etwas weiß, deren – auch nur vorübergehenden – Ausfall er gleichwohl sehr nachdrücklich verspürt und oft genug mit Empörung quittiert. Für viele, denen die Kirche längst nicht mehr eine göttliche Stiftung, eine Gemeinschaft der Heiligen, eine Institution zur Heilsvermittlung bedeutet, besitzt diese Kirche immerhin noch ein Recht auf Leben, öffentliche Anerkennung, tatkräftige Unterstützung und vielleicht sogar gesellschaftliche Privilegierung, weil sie bestimmte wichtige Dienstleistungen erbringt: weil sie sich um das Seelische kümmert, weil sie sich um das Menschliche im Menschen sorgt, das in der Alltagshetze zu verkümmern droht, weil sie Kranke, Behinderte, Alte und Kinder betreut, weil sie in die Nischen der Not springt, die auch der perfekte Sozialstaat nicht gänzlich vermeiden kann. Dieser Zeitgenosse zahlt seine Kirchensteuer, obwohl er von den eigentlichen Angeboten dieser Kirche, den Angeboten, die seinem ewigen Heil dienen sollen, so gut wie keinen Gebrauch macht, und er tut es, weil er die Kirche als eine Art Menschenschutzverein respektiert.

Leute mit dieser Einstellung verstehen es am wenigsten, daß die Funktionäre ihrer Kirche nun nicht mehr als solche erkennbar sind. Sie glauben ein Recht darauf zu haben, sie auf

der Straße, in der Eisenbahn, auf dem Fußballplatz, in der Schule usw. ohne Schwierigkeit ausmachen zu können, sei es, um sich ihrer Dienste bedienen, sei es, um sich ihrer Gegenwart entziehen zu können. Der Gedanke, daß sie im Omnibus ein Gespräch mit einem Unbekannten beginnen, der ihnen erst nach einiger Zeit mit feinem Lächeln erklärt, er sei Priester, bereitet ihnen Unbehagen. Wer weiß, was sie ihm bis dahin alles anvertraut haben könnten? Die »Zivilkleidung« des Priesters kommt ihnen wie eine Verkleidung vor, wie eine Tarnung, wie ein Täuschungsversuch. Der Priester, der nicht als solcher zu erkennen ist, erweckt ihren Argwohn; will er die nichtsahnende Umgebung beobachten, ausforschen, kritisieren? Die Assoziation des Prominenten, der sich eine dunkle Brille aufsetzt, um den »Mann auf der Straße« ins Gespräch zu ziehen, der Polizeistreife in Zivil, der Verkehrskontrolle in Autos mit »normalen« Nummern liegt in der Luft.

Man mag sich darüber ärgern oder solche Reaktionen absurd finden – man wird nicht ohne weiteres an der Überlegung vorbeikommen, ob und inwiefern der Kirchensteuerzahler ein Recht darauf hat, die Funktionäre der Institution, die er mit einem doch immerhin nennenswerten Beitrag alimentiert, als solche erkennen zu können, weil er von ihnen gewisse Dienste erwarten darf, um die er sie im gegebenen Falle ohne Umschweife angehen möchte.

Ein zweiter Einwand gegen die völlige Beliebigkeit der Priesterkleidung setzt etwas tiefer an. Zweifellos gehört es zu den Aufgaben der Kirche, die Menschen darauf hinzuweisen, daß es in ihnen und in ihrem Leben nicht nur Irdisches, Menschliches und Allzumenschliches geben sollte, daß über allem Drang der diesseitigen Geschäfte die »religiöse Dimension« nicht vergessen werden darf, daß Gott existiert und Rechte auf den Menschen hat. Es wurde in den letzten Jahren viel darüber diskutiert, ob man noch Kirchtürme bauen dürfe, und manche Gemeinden haben tatsächlich darauf verzichtet, meist aus dem ehrenwerten Motiv, daß das dadurch gesparte Geld für die Armen, für die Entwicklungshilfe, für soziale Zwecke

ausgegeben werden könne. Mancher Architektengreuel ist uns dadurch gewiß ebenfalls erspart geblieben. Aber haben Kirchtürme nicht auch die Aufgabe, auf den Himmel zu zeigen? Sind sie nicht steingewordene Wegweiser in jene Richtung, auf die es dem Menschen eigentlich ankommen sollte, weil es ihm nichts nützt, wenn er die ganze Welt gewinnt, aber an seiner Seele Schaden leidet? Ähnlich steht es mit der Priesterkleidung. Auch sie hat die Aufgabe, daran zu erinnern, daß es etwas Höheres gibt, dem die Träger dieser Kleidung ihre Dienste ausschließlich geweiht haben: eine Religion, die Verehrung eines Gottes, ein Jenseits dieser Welt.

Eine weithin sichtbare, deutlich herausgehobene Kleidung für den Priester wird von manchen Klerikern abgelehnt, weil sie damit schlechte Erfahrungen gemacht haben. Nicht nur Betrunkene fühlen sich zuweilen zu verbalen oder tätlichen Angriffen animiert, wenn sie einen »Schwarzrock« sehen, auch Halbstarke und aktionistische Kirchenfeinde können dadurch in Rage geraten. Aber es gibt auch das Gegenteil. Wer im »Dritten Reich« gelebt hat, weiß sehr gut, wie viele – auch kirchenferne – Menschen den Priester, den Mönch, die Ordensfrau auf der Straße respektvoll grüßten, weil dies für sie eine Gelegenheit war, Sympathie für die verfolgte Kirche zu bekunden. In den Ländern der »Schweigenden Kirche« dürfte es heute nicht anders sein. Selbst für kommunistische Arbeiter mit einwandfreiem proletarischem Bewußtsein enthält der Ausdruck »*sac de charbon*« (Priester im langen schwarzen Mantel mit Baskenmütze) nicht nur Negatives, sondern auch ein Element der Sympathie für einen zuverlässigen Intimfeind.

Selbst wenn es so wäre, daß die Priesterkleidung ihren Träger in der Öffentlichkeit verletzlicher machte, daß sie ihn als Zielscheibe von Angriffen auswies, daß sie ihn als Überbleibsel einer untergehenden Gesellschaftsordnung denunzierte – sollen wir annehmen müssen, daß Priester deshalb nicht mehr den Mut hätten, sie zu tragen? Sollen wir daran glauben, daß sie sich in die Anonymität der »Zivilkleidung« flüchteten, um es leichter, bequemer zu haben?

Es gibt noch einen weiteren Einwand gegen die derzeitige Praxis der Unkenntlichmachung des Priesters in der Öffentlichkeit. Man könnte ihn den kommunikationspolitischen Einwand nennen. Er kann an Erfahrungen anknüpfen, die jedermann bei Wahlkämpfen zu machen pflegt: Durch Plakate und Bilderwände, Autoaufkleber und »Bekennnisknöpfe«, Straßenstände und Inschriften wird eine Partei präsent, ins Bewußtsein von Freund und Feind gerückt. Wer keine »Sichtwerbung« betreibt, wer optisch nicht in Erscheinung tritt, wer sich versteckt, untertaucht, unerkennbar macht, entschwindet dem Bewußtsein der Öffentlichkeit, ist für sie nicht vorhanden, braucht nicht »berücksichtigt« zu werden – man wundert sich sehr, wenn er sich plötzlich zu Wort meldet.

Elisabeth Noelle-Neumann hat auf die enorme Bedeutung der psychologischen Gesetzmäßigkeiten, die sie unter dem Stichwort »Schweigespirale« zusammenfaßte, für die Bildung dessen, was wir öffentliche Meinung nennen, aufmerksam gemacht. Einer der Kernsätze lautet: »Wenn Einschätzung der gegenwärtigen Meinungsverteilung in der Bevölkerung und tatsächliche Meinungsverteilung deutlich voneinander abweichen, geht das darauf zurück, daß die in der Stärke überschätzte Meinung öffentlich mehr vorgezeigt wird.« Niemand befindet sich gerne in der Isolierung oder begibt sich freudig dorthin. Der Christ, der in der Öffentlichkeit keinem Priester mehr begegnet, was gleichbedeutend ist mit dem Umstand, daß er den Priester, dem er begegnet, als solchen nicht erkennen kann, gewinnt den Eindruck einer Kirche, die in der Öffentlichkeit allenfalls noch durch ihre Bauten existiert. Er verstummt. E. Noelle-Neumann zitiert Tocquevilles Beobachtung über das »Stummwerden« der französischen Kirche vor der Großen Revolution: »Leute, die noch am alten Glauben festhielten, fürchteten die einzigen zu sein, die ihm treu blieben, und da sie die Absonderung mehr als den Irrtum fürchteten, so gesellten sie sich zu der Menge, ohne wie diese zu denken. Was nur die Ansicht eines Teiles der Nation noch war, schien auf solche Weise die Meinung aller zu sein

und dünkte eben deshalb diejenigen unwiderstehlich, die ihr diesen trügerischen Anschein gaben.«

In der derzeitigen Praxis gibt es einen seltsamen inneren Widerspruch:

Der »niedere« Klerus nimmt für sich in Anspruch, selbst bestimmen zu können, in welcher Aufmachung er sich der Öffentlichkeit zeige. (Daß dabei der gute Geschmack nicht immer Triumphe feiert, steht auf einem anderen, jedoch nicht ganz unbeachtlichen Blatt; eigene Erfahrung und Beratung durch eine modekundige Ehefrau leisten keinen Beistand; der Wunsch, es an modischer Eleganz den Geschlechtsgenossen gleichzutun, führt zuweilen zu recht komischen Ergebnissen.)

Aber was würde eine deutsche, slowenische, japanische Pilgergruppe wohl sagen, wenn sie nach langer, kostspieliger und strapaziöser Fahrt im Vatikan ankäme und von einem Papst im hellgrauen Einreih mit buntem Schlips empfangen würde?

Die Bischöfe stehen dazwischen, und sie sind offenkundig stark verunsichert, was ihre eigene Kleiderordnung betrifft. Da der Ring sie vor Anonymität schützt, kommen völlig »ungeistliche« Gewandungen für sie nicht in Frage. Mancher Bischof erkundigt sich (oder läßt Erkundigungen einziehen), in welcher »Aufmachung« man ihn zu sehen wünsche bei dieser oder jener Gelegenheit, bei einem Diskussionsforum im Fernsehen, bei einem Essen mit Bürgermeistern, bei einem Vortrag vor Gewerkschaftlern. Daß die »Weltleute«, je weltlicher, d. h. kirchengerfer sie sind, den Bischof um so dringender möglichst komplett geistlich gewandet sehen wollen, gehört zu den durchgängigen Erfahrungen der Sekretäre.

Ob man das schwarze Gewand, den Gehrock, den »clergyman« oder sonst eine uniforme Bekleidungsart zurückwünschen soll, ist eine Frage, die sicherlich sehr verschieden beantwortet wird. Die Farbe der Beerdigungen, Staatsakte und Theaterpremieren muß nicht unbedingt die Farbe der Kirche sein. Das römische Kollar, der »umgedrehte Kragen« und die daran hängenden Stoffgebilde, halb Weste, halb Lätzchen, sind vielleicht nicht wert, verewigt zu werden, obwohl

nicht unterschätzt werden soll, welche praktischen Vorzüge einer solchen Dienstkleidung, die immer und überall »richtig« ist, anhaften. Der Priester von einst hatte insofern keine Kleidersorgen, als er sich nicht den Kopf zu zerbrechen brauchte, ob er für diese oder jene Gelegenheit auch korrekt angezogen sei.

Jedenfalls ist die derzeit herrschende Willkür mit ihren teils ärgerniserregenden, teils belustigenden Begleiterscheinungen keine Lösung, die auf die Dauer hingenommen werden kann. Hier müssen die Bischöfe

Abhilfe schaffen, und vielleicht tun sie es am einfachsten dadurch, daß sie allen Geistlichen das kleine Silberkreuz am Revers verordnen, das im Ausland schon weit verbreitet ist. Es bedarf keiner Erläuterung, es fällt nicht sonderlich auf, aber es bedeutet eine stille Einladung; es ermutigt den, der es wünscht, sich vertrauensvoll an sein Gegenüber zu wenden. Es wird wohl auch die heilsame Nebenfolge zeitigen, daß exzessive Geschmacklosigkeiten unterbleiben; es paßt weder zum T-Shirt noch zum Strandanzug.

Otto B. Roeggele